

„Die alten Zeiten aufgefrischt.“ Zum Selbstzeugnis des ladinischen Bauernsohns, Kutschers, Soldaten und Hotelportiers Anton Molling (1901–1987)

Fabian Brändle

Einleitung

Er war ein frohes Gemüt, der Anton Molling, heiter und unternehmungslustig, so zumindest der Eindruck des Lesers seiner Autobiographie. Im Jahre 1901 in Untermoi im Gadertal als Bauernsohn geboren, musste er den Konkurs des väterlichen Hofes miterleben und früh in fremden Dienst treten. Als Knecht und später als Kutscher machte Molling erste Erfahrungen in der Hotellerie, der er ein Leben lang treu bleiben sollte. Seine Stationen als Portier waren Brixen, Rapallo, Monte Carlo, Salzburg, Badgastein und das „Weisse Rössl“ am Wolfgangsee.

Viel Arbeit, geringer Lohn, und doch Zufriedenheit, ja Glück, so scheint es zumindest, zumal Molling heiratete und eine Familie mit zwei Kindern gründete.

Doch war Anton Mollings Leben auch geprägt von den Verwerfungen des „Jahrhunderts der Extreme“ (Eric J. Hobsbawm), von Nationalismus, Nationalitätenfrage, Krieg und Kriegsgefangenschaft. Kein leichtes Leben also, wie dies für die meisten um 1900 geborenen Frauen und Männer aus dem Südtirol gilt. Doch wie gesagt: Anton Molling war eine robuste Natur, nahm Tag für Tag, Anstellung für Anstellung, hatte auch immer wieder Glück, nicht zuletzt durch seinen großen Bekanntenkreis bedingt.

Dies und noch viel mehr wissen wir aus dem ungewöhnlichen Selbstzeugnis, das Anton Molling verfasste und nach seiner Pensionierung, um 1967, abschloss.¹ Im Jahre 1987 hatte der hochbetagte Molling sein Manuskript dem Brixener Historiker Hans Heiss übergeben.² Er war noch bei dessen Großvater im Brixener „Elephanten“ in Dienst gewesen! Kurze Zeit später starb Molling an einer Lungenentzündung, und Heiss wandte sich anderen Projekten zu. Es dauerte schließlich rund 20 Jahre, bis das spannende Selbstzeugnis in der Bozener „Edition Raetia“ erscheinen konnte, herausgegeben und eingeleitet von Hans Heiss und Margot Pizzini.

1 Anton MOLLING, *Wieder mit Sehnsucht nach Monte Carlo. Die außergewöhnliche Lebensgeschichte eines ladinischen Hotelportiers*, Bozen 2008.

2 Hans HEISS, „Auch die Erinnerung gewinnt mit jedem Jahr ...“. Anton Molling (1901–1987): Ein ladinisches Leben zwischen Monte Carlo, Sibirien und Salzburg. In: MOLLING, *Sehnsucht*, S. 9–24, hier S. 9.

Dass Menschen einfacher Herkunft, die keinen spektakulären sozialen Aufstieg vorweisen konnten, über ihr Leben schrieben, ist nicht so ungewöhnlich, wie lange Zeit angenommen. Historikerinnen und Historiker sowie Sprachwissenschaftler finden tatsächlich immer mehr Lebensgeschichten „kleiner Leute“ und geben sie auch kommentiert heraus.³ Sie betrachten sie unter anderem als Quellen dafür, wie „kleine Leute“ ihren Alltag gemeistert haben, wie sie die „große“ Geschichte erfahren, erduldet und gedeutet haben, suchen nach Formen, wie sich die Autorinnen und Autoren der Leserschaft präsentieren, sich ein Image zurechtlegen. Doch beruhen Selbstzeugnisse in der Regel auf „realen“ Erfahrungen, sind nicht bloße textuelle Konstrukte. Dies macht nicht zuletzt ihren Reiz aus.

Die breitere Öffentlichkeit nimmt die Selbstzeugnisse populärer Autorenschaft in der Regel günstig auf. Einzelne Titel avancierten gar zu Bestsellern, so Anna Wimschneiders Schilderung ihres bäuerlichen Lebens.⁴ Nicht zuletzt Berichte vom harten Landleben in früheren Zeiten haben großes Verkaufspotenzial. Dies sollten wir im Hinterkopf behalten, wenn wir Mollings Kinder- und Jugendjahre durchlesen.

Anton Molling ist nicht der einzige Mann aus dem Gastgewerbe, der über sein Leben geschrieben hat. Eine ganze Reihe von Frauen und Männern haben dies vor und nach ihm getan, wie ich für die Schweiz darlegen konnte.⁵ Dies verweist auf einen gewissen Drang, sich zu präsentieren, sich der Welt mitzuteilen. Nicht zuletzt partizipierten Hotelangestellte sozusagen an zwei Kulturen: Sie waren meistens einfacher Herkunft und verdienten auch wenig, waren oft ungelernt und somit statustief. Andererseits verkehrten sie mit Berühmtheiten, mit den Schönen, Mächtigen und Reichen ihrer Zeit. Diese „Zweikulturigkeit“ bot Chancen, aber auch Risiken: Einerseits förderte sie Wendigkeit und Weltläufigkeit, auch Bildungshorizonte, andererseits verhinderte sie ein Wurzelschlagen, ein Daheimsein wie beim Bauern oder dem kleinstädtischen Handwerker.

3 Vgl. beispielsweise Bernd Jürgen WARNEKEN, *Populare Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung*, Tübingen 1985; Jan PETERS (Hg.), *Mit Pflug und Gänsekiel. Selbstzeugnisse schreibender Bauern. Eine Anthologie*, Köln 2003; Klaus BERGMANN, *Lebensgeschichte als Appell. Autobiographische Schriften der „kleinen Leute“ und Außenseiter*. Opladen 1991; Michael VOGTMEIER, *Die proletarische Autobiographie, 1903–1914. Studien zur Gattungs- und Funktionsgeschichte der Autobiographie*, Frankfurt a. M. 1984; James AMELANG, *The Flight of Icarus. Artisan Autobiography in Early Modern Europe*. Stanford 1998; Sven HALSE, *Eine Reise für das Leben. Deutsche Handwerker-Autobiographien 1700–1910*. Bremen 2002; Sigrid WADAUER, *Die Tour der Gesellen. Mobilität und Biographie im Handwerk vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2005.

4 ANNA WIMSCHNEIDER, *Herbstmilch. Lebenserinnerungen einer Bäuerin*, München 1985.

5 Vgl. für die Schweiz Fabian BRÄNDLE, „Denn mein Beruf ist wie eine Bühne, auf der ich immer in Topform auftreten muss.“ Zur theatralischen Berufswelt schweizerischer Kellnerinnen und Kellner, 1900–1950, erscheint in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 2012; Konrad J. KUHN, *Aufmerksamkeit und Freundlichkeit. Zur Geschichte des Kellnerberufs in der Schweiz zwischen Personalorganisation, Lebenswelt und Hotelgewerbe*. In: Konrad KÖSTLIN/Andrea LEONARDI/Paul RÖSCH (Hg.), *Kellner und Kellnerin. Eine Kulturgeschichte*, Mailand 2011, S. 359–381. Für Österreich vgl. ROLAND GIRTNER, „Herrschaften wünschen zahlen.“ *Die bunte Welt der Kellnerinnen und Kellner*, Wien/Köln/Weimar 2008.

Wer in im Speisesalon oder am Empfang reüssieren wollte, verfügte wie schon gesagt über eine gewisse Weltläufigkeit, über tadellose Manieren und sollte mehrere Sprachen fließend sprechen, nicht zuletzt Geduld aufbringen und auch dann Humor und Gelassenheit beweisen, wenn ein Gast schwierig war. Er musste nicht zuletzt gewisse schauspielerische Fähigkeiten haben, das Hotel glich gewissermaßen einer Bühne. Und entscheidend war nicht zuletzt das Trinkgeld!⁶

Diese berufsbedingte Wendigkeit, Mollings Schlagfertigkeit und seinen Hang zur Schauspielerei, sollten wir vor Augen haben, wenn wir uns sein Selbstzeugnis genauer anschauen. Denn der Text ist mehr als die Geschichte eines Individuums, es ist auch die Geschichte einer zahlenmäßig starken Gruppe, die aus dem Südtirol auswandern musste, oft aus ökonomischen, oft aus politischen Gründen, einer Gruppe, die ihr Glück in der Fremde suchte und oft auch fand, ihre Wurzeln aber nie vergaß.⁷

Kindheit und Jugend als Bauernbube

Anton Molling wurde 1901 in Untermoi im Gadertal geboren. Sein Vater war dort Bauer mit einigem Besitz. Molling hatte vier Schwestern. Die Kinder waren viel mit ihrer Großmutter zusammen, die aufpasste und gerne Geschichten erzählte. Großeltern hatten damals eine wichtige Funktion in der Erziehung der Kinder inne, indem sie die meistens arbeitenden Eltern ersetzten oder zumindest ergänzten.⁸ Es ist gut möglich, dass der kleine Anton seine Fähigkeit zum Erzählen von seiner Großmutter erlernt hat.

Seine Vorschulzeit behandelt Molling indessen nur lapidar: „Als Spielzeug hatten wir Holzperde. Das Wort «Auto» kannten wir nicht.“⁹

Mit diesen beiden kurzen Sätzen, typisch für Mollings bisweilen lakonischen, von trockenem Humor geprägten Stil, sind zwei Dinge angedeutet: Einerseits mussten die Kinder schon sehr früh mithelfen in Haus und Hof. Zum Spielen blieb nicht lange Zeit. Zudem war Spielzeug Luxus in der von Armut geprägten Welt. Andererseits legt Molling Wert darauf, dass die Moderne mit ihrem Symbol Automobil noch kaum Einzug gehalten hatte in die traditionelle bäuerliche Lebenswelt. In diese Richtung weisen auch seine detaillierten Schilderungen des bäuerlichen Arbeitsjahres mit seinen Ritualen und Festtagen. Die Kinder waren „sicher nicht verwöhnt“¹⁰ und freuten sich gemäß Molling an jeder Kleinigkeit, an einer Orange ebenso wie an feinem Essen wie Sauerkraut, denn die Kost war knapp und wenig abwechslungsreich.

6 Vgl. Winfried SPEITKAMP, *Der Rest ist für Sie! Kleine Geschichte des Trinkgeldes*, Stuttgart 2008.

7 Vgl. beispielsweise Karl Heinz BURMEISTER/Robert ROLLINGER, *Auswanderung aus dem Trentino - Einwanderung nach Vorarlberg. Die Geschichte einer Migrationsbewegung mit besonderer Berücksichtigung der Zeit von 1870/80 bis 1919*, Sigmaringen 1995.

8 ***

9 MOLLING, *Sehnsucht*, S. 29.

10 MOLLING, *Sehnsucht*, S. 31.

Die Schulbildung war nur rudimentär. Immerhin wurde im Schulhaus ladinisch gesprochen. Auf dem Stundenplan standen Lesen, Rechnen, Deutsch, Bibel, der Katechismus, Italienisch, Schreiben (Kurrentschrift) und Latein.¹¹ Grammatik lernten die Kinder kaum. So erstaunt es, wie gut sich Molling schriftlich ausdrücken kann, denn ein großer Leser war er wohl nie, zu anstrengend war seine Arbeit im Hotelgewerbe, zu karg sind seine Aussagen über gemachte Lektüren. Ein Talent eben.

Im Jahre 1911 übersiedelte die Familie nach Villnöß. Nicht freiwillig, wie Molling anmerkte. Der Hof des Vaters war zwar recht stattlich, mit nicht weniger als 25 Rindern und drei Pferden, drei Knechten, zwei Mägden, einem Stallknecht und einem Hirten, Wald und Feldern. Der Vater musste jedoch drei Geschwistern den Erbteil auszahlen. Dies stürzte ihn in Schulden. Er baute ein Sägewerk, doch der Preissturz des Holzes ruinierte ihn vollständig, so dass er den Hof verkaufen musste. Aus dem stolzen Bauern war nun ein armer, minder angesehener Tagelöhner geworden, der Familie Molling widerfuhr also ein gravierender Statusverlust.¹²

Auch für die Kinder muss dies hart gewesen sein. Sie wurden weggegeben, mussten fremdes Brot essen. Aus Bauernkindern mit Ansehen und Reputation wurden junge, lohnabhängige Knechte und Mägde!¹³ Die traditionelle bäuerliche Welt achtete sehr auf Statusunterschiede. Dies war ein Erbe der ständischen Gesellschaft. Herr oder Knecht, Meister oder Geselle, das waren riesige Unterschiede, nicht nur in Bezug auf Reichtum, sondern auch in Bezug auf Ansehen und sogar auf die rechtliche Stellung, zumindest in der Vormoderne. Die Selbstzeugnisforschung meint, dass erlittene Statusverluste schon früh dazu animierten, über das eigene Leben zu schreiben, gleichsam als Rechtfertigung gegenüber Gott und der Welt, gegenüber Familie und Nachfahren. Solche Rechtfertigungs- Texte kennen wir schon aus der Vormoderne, beispielsweise die umfangreiche Autobiographie des einst hablichen Colmarer Kannengießmeister Augustin Güntzer (1596–1657?), der in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges aus religiösen Gründen mehrmals emigrierte und deshalb seinen Besitz, sein Geld, seine Meisterschaft, sein Bürgerrecht und sein Ansehen verloren hatte. Güntzer endete auf der Straße, in der düsteren Welt der Vagierenden.¹⁴ Ein solcher Statusverlust war keines-

11 MOLLING, Sehnsucht, S. 31.

12 MOLLING, Sehnsucht, S. 30.

13 Zu Knechten und ihren Selbstzeugnissen vgl. Norbert ORTMAYR (Hg.), *Knechte. Autobiographische Dokumente und sozialhistorische Skizzen*, Wien 1995.

14 Vgl. Fabian BRÄNDLE, „Darmit ich aber etwas freide habe auf erden, so thue ich lesen und schreiben“. Populare soziale Aussenseiter des 17. Jahrhunderts als Selbstzeugnisautoren. In: Kaspar VON GREYERZ/Hans MEDICK/Patrice VEIT (Hg.). *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850)*, Köln, Weimar und Wien 2002, S. 439–457; Fabian BRÄNDLE, *Augustin Güntzers Irrungen und Wirrungen. Ein schweres Elsässer Handwerkerleben im 17. Jahrhundert*. In: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 158 (2010), S. 241–257.

wegs einmalig, denn schon die ständische Welt kannte das Absinken sogar von kleinen Adeligen oder Akademikern.¹⁵

Ganz so schwer das Schicksal Anton Mollings zum Glück nicht. Der Knabe arbeitete indessen bei verschiedenen Herrschaften, als Hüterbube und später als Knecht. Im Winter konnte er immerhin weiter die Schule besuchen, seien Bildung blieb jedoch beschränkt. Dies zeigt sich auch in der Mühe, Fremdwörter korrekt zu buchstabieren.¹⁶ Die Armut der Familie dokumentierte sich nicht zuletzt im Schuhwerk. Anton musste die gebrauchten und oft schadhafte Schuhe seiner Schwestern nachtragen, „statt Socken Schuhfetzen“¹⁷. So erstaunt es nicht, dass die Kinder im Winter oft verkühlt waren, also an chronischer Rhinitis litten und somit nicht voll leistungsfähig, ja gefährdet waren.

Der Erste Weltkrieg verschärfte die Lage. Der Vater musste im Jahre 1915 in den Krieg ziehen. Anton Molling seinerseits kam nun in den Dienst nach Gsies, zum damals berühmten Heiler und Bauernarzt Hintner. Dieser behandelte den Jugendlichen recht gut, er bekam auch genügend zu essen und zu trinken. Der Dienst war trotzdem anstrengend, denn Hintner wurde von Bauern von nah und fern zur Hilfe gerufen. So waren sowohl die Arbeitstage als auch die zurückzulegenden Distanzen lange. Molling besorgte die Pferde und arbeitete auch als Kutscher. Er staunte, wie viele Menschen der Bauernarzt heilen konnte, wie vielen er helfen konnte in der Not. Dabei lebte Hintner gut, indem er Patientinnen und Patienten zu Essen und Wein einlud. Molling partizipierte an diesem guten Leben und hatte insgesamt eine schöne Zeit beim charismatischen Bauernarzt:

„Beim Hintner war es immer sehr angenehm, gemütlich, lustig, es gab auch zum Trinken, gesungen, viel gespielt gemauschelt, gezwickt, getanz. Musik: Grammophon, Mundharmonika.“¹⁸

Es kann gut sein, dass Molling einen Teil seines Humors bei Hintner erworben hat. Für einen Heranwachsenden fern vom Elternhaus sind stabile soziale Beziehungen jedenfalls sehr wichtig. Im Haus Hintners konnte Molling eine solche Stabilität erleben, was seinem Selbstbewusstsein ungemein gut tat.

Der Krieg war nahe, sehr nahe. Obwohl sich die Front nur wenig bewegte, gingen Molling und Freunde zu verlassenen Gräben und Geschützstellungen, um einen Augenschein zu nehmen. Der Krieg forderte seinen Tribut auch unter den Ladinern. Molling selber war glücklicherweise zu jung, um einrücken zu müssen. Er verdiente sich sein Brot mit wechselnden Anstellungen

15 Vgl. Fabian BRÄNDLE, Nach oben und nach unten. Zwei Elsässer Vettern im Basel des 17. Jahrhunderts. In: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 111 (2011), S. 23–44.

16 Vgl. Stephan ELSPASS, Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert, Göttingen 2005.

17 MOLLING, Sehnsucht, S. 31.

18 MOLLING, Sehnsucht, S. 46.

als Knecht und Kutscher. Seine fröhliche, zupackende Art half ihm, an neuen Stellen sofort Anschluss und Kollegen zu finden, Bekanntschaften zu machen, mit dem Dienstherrn auskömmlich zu leben. Da er keine engen familiären sozialen Bindungen mehr zu pflegen hatte und somit auch frei von Verpflichtungen war, war er auch offen gegenüber Neuem. Dem Einstieg in die noch unbekannte Welt der Hotellerie stand nichts im Wege.

Zwischen den Kriegen: Anton Molling in der Fremde

Der Erste Weltkrieg brachte den Tourismus in den Alpenländern beinahe vollständig zum Erliegen. Aus Grand-Hotels waren Sanatorien und Lazarette für die unzähligen Verwundeten des Krieges geworden. Nach dem Krieg ging es mit der Hotellerie nur zaghaft aufwärts, auch im nun italienischen Südtirol. So dauerte es bis zum Jahre 1923, bis Anton Molling eine Anstellung in einem Hotel fand. Er nahm Dienst als Kutscher im Hotel „Elephant“ zu Brixen. Dieses war ein traditionsreiches Unternehmen im Besitze der Familie Heiss.¹⁹ Aller Anfang war schwer, sowohl als Kutscher als auch als Portier. Die Dienststunden wollten nicht enden, die Tage waren endlos lange. Schon frühmorgens musste sich Molling am Bahnhof „präsentieren“²⁰, um dort die Gäste abzuholen. Zwischen seinen Fahrten hin zum Bahnhof und zurück war er in Reinigungsarbeiten eingespannt: Teppichklopfen, Parkettböden abziehen, den Boden auf Glanz bürsten. Die schweren Überseekoffer mussten gebuckelt werden, ein Lift war nämlich nicht vorhanden. Um Mitternacht musste Molling noch den letzten Zug abwarten. Niemand kam je. Diese an sich sinnlose Strapaze trug der Angestellte seinem an sich freundlichen Chef noch lange nach.²¹ Der Betrieb lief gut, zumindest in der Sommersaison: „Sehr feine Gäste, viele, was jedes Jahr wieder da waren. Kann mich noch gut erinnern, drei englische Damen, auch bekannte Gäste, wollten sogar immer dasselbe Zimmer, Nr. 18, weiß den Namen noch: Prall.“²²

Besagte Damen beschwerten sich einst, dass ein anderer Kutscher rauche auf dem Bock. Dieser ließ sich nicht lumpen und zündete auf der Rückfahrt zum Bahnhof eine extrabreite Zigarre an. Dies zeigt, wie sich das Hotelpersonal zwischen Anpassung und kleinem Widerstand bewegte. Um an Trinkgeld zu kommen und den Chef nicht zu verärgern, duldeten man so manche Schrulle, gehorchte man so manchem Befehl. Es galt ja auch, den Ruf des Hauses gegen außen zu vertreten, bildhaft dargestellt durch hoteleigene Kleider und Mütze. Aber in gewisse Dinge ließ man sich nicht dreinreden. So verteidigte der Kutscher sein Recht, während der Arbeit zu rauchen, gegen die sensiblen

19 Vgl. Hans HEISS, *Der Weg des „Elephanten“*, Geschichte eines großen Gasthofs, Bozen/Wien 2002.

20 MOLLING, *Sehnsucht*, S. 58.

21 MOLLING, *Sehnsucht*, S. 58.

22 MOLLING, *Sehnsucht*, S. 59.

englischen Ladys mit Erfolg, ja, gab diesen zu verstehen, dass er sich keinen Deut um deren Reklamation schere.²³

Im Jahre 1930 erhielt Molling das Angebot, an der Riviera zu arbeiten. Am Mittelmeer blühte der grosse Tourismus, namentlich in Cannes, Nizza, St. Tropez und in Monte Carlo. Listig schaffte es Molling, die strengen Grenzkontrollen bei Ventimiglia zu passieren. Denn in Frankreich herrschte wie in ganz Europa während der Weltwirtschaftskrise eine sehr hohe Arbeitslosigkeit, so dass man ausländische Arbeitssuchende an den Grenzen abzuweisen versuchte. Auf Empfehlung eines Bekannten hin nahm Molling Stellung im Fürstentum Monaco. Er sprach zwar nur ein paar Brocken Französisch, versprach aber, die Fremdsprache schnell zu lernen, was ihm auch gelang. Bald übernahm er den Schank und stieg dann zum „Lohndiener“ auf. Als solcher war er im Zweierteam verantwortlich für eine ganze Etage.

Molling gefiel das Leben in Monte Carlo. Er verkehrte mit wirklich Reichen und bekam gutes Trinkgeld. Das war keine Selbstverständlichkeit in den Zeiten der Weltwirtschaftskrise. Als die französische Regierung Blum zwei Wochen Ferien einführte, boomte der Tourismus an der Mittelmeerküste noch mehr. Viele Gäste fanden sich auch im mondänen Monte Carlo ein, nicht nur wegen des Autorennens, sondern auch wegen des bekannten Spielcasinos. Molling sah viele spielsüchtige Gäste, die sich in kurzer Zeit ruinierten. Er selber spielte nur wenige Male, verlor und war geheilt: „Habe dann das Spielen aufgegeben, nur mehr hier und da fünf Franc gesetzt. Aber viele meinen, das Glück muss wieder kommen. Es ist leicht begreiflich: 78% vom Reingewinn musste das Spielcasino an den Staat abliefern.“²⁴

Den Einheimischen war der Gang ins Casino streng untersagt. Dafür mussten sie keine Steuern bezahlen. Der Fürst und seine Regierung bezogen ihre Einnahmen hauptsächlich aus den Verlusten der Spielerinnen und Spieler.

Im Jahre 1935 wurde Molling Nachtportier. Das war eine verantwortungsvolle Position und brachte amüsante Kontakte mit Nachtvögeln. Humor war nun noch mehr gefragt, namentlich im Umgang mit Betrunkenen. Diesen Humor stellt Molling auch im Selbstzeugnis eifrig zur Schau: eine Stilisierung?

Das zusätzlich verdiente Geld erlaubte es, dann und wann selber in den Urlaub zu fahren. So besuchte Molling zusammen mit einem Freund die schöne Insel Korsika und auch London, wo er bei einem befreundeten Ehepaar nächtigte und sich Großbritanniens Kapitale genau besah. Er beobachtete genau, genoss diese Zeit in vollen Zügen und liebte es, auch mal selber bedient zu werden.²⁵

23 Vgl. auch Marianne FISCHBACHER, So ging man eben ins Hotel. Domleschger Hotelangestellte im Engadin der Zwischenkriegszeit, Chur 1991.

24 MOLLING, Sehnsucht, S. 93.

25 MOLLING, Sehnsucht, S. 85–91.

Heirat, Option und Krieg

„Dann schnell, plötzlich, war der Krieg da. Der Hitler hat angefangen.“²⁶ So lapidar beginnt Anton Molling seine Ausführungen zum Zweiten Weltkrieg. Immerhin gelang es dem Portier mit einem Trick, seine Ersparnisse über den Zoll zu schmuggeln. Erneut ist Molling der Südtiroler „trickster“, der den italienischen Zöllnern, an sich Repräsentanten der Macht, ein Schnippchen schlägt. Der Mann aus einfachen Verhältnissen war gewitzter als der italienische Staat, der ein ums andere Mal übertölpelte. Diese Gerissenheit, einerseits wohl Talent, andererseits im Umgang mit Gästen antrainiert, will Molling der Leserschaft mitteilen, als ein Teil seines Selbst „andienen“.

Im Südtirol angelangt, stand er vor einer schwierigen Entscheidung: Entweder die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen oder nach Süditalien auswandern. Wie viele andere Südtirolerinnen und Südtiroler entschied er sich für die deutsche Option.

„Die Heimat verlassen, in Südtirol bleiben? Die hier bleiben, kommen nach Süditalien. Da gab es viel schlaflose Nächte, für viele, besonders bei alte Leute und Besitzer. Gewählt und wieder umgewählt - wurden aufgehetzt. Hotelbetreiber ganz lahmgelegt, wo halt die Wahllokale waren, sonst nichts los. Ich habe mich bald entschlossen für ins Reich – ich war ledig.“²⁷

Inzwischen hatte Molling eine nette Frau aus seiner engeren Heimat kennengelernt. Die beiden heirateten sehr schnell, denn man wusste nicht, was morgen kam. Sie kam ebenfalls vom Gastgewerbe her, was die Kontaktaufnahme erleichterte. Das Paar hatte rasch Kinder, Kriegskinder.

Bald jedoch hieß es, die Koffer packen und in Richtung Norden ziehen. Über Umwege gelangte Molling nach Salzburg, wo er dank seiner guten Beziehungen eine gute Anstellung fand. Er bediente Nazigrößen, die auf dem Weg zu Hitler waren. Die Kontakte ganz nach oben verhinderten vorerst eine Einberufung in die Wehrmacht. Generell äußert sich Molling nur selten zu Politik und Nationalsozialismus. Er war scheinbar kein sehr politischer Mensch. Als Angestellter in der Hotellerie bemaß er seine Kunden eher nach dem Trinkgeld als nach der politischen Einstellung. Ein begeisterter Nazi war Molling gleichwohl nicht, so zumindest sein Bericht. Dazu fehlten ihm großdeutsche Emotionen. Auch Expansionspolitik und Verfolgung von Andersdenkenden waren ihm fremd, so die Vermittlung an die Leserschaft. Nicht nur sein gutmütiges Naturell schützte ihn vor Untaten, auch seine im Beruf erlernte Toleranz hielt ihn davon ab, sich gegen Verfolgte zu wenden. Doch kennen wir solche gleichsam „präsenierte Gleichgültigkeit“ auch an anderen deutschsprachigen Selbstzeugnissen aus Diktatur und Krieg.²⁸ Im

26 MOLLING, Sehnsucht, S. 96.

27 MOLLING, Sehnsucht, S. 96–97.

28 Vgl. beispielsweise Helmut SCHEUER, Biographie. Studien zur Funktion und zum Wandel einer literarischen Gattung vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Stuttgart 1979; Barbara KELLER, Rekonstruktion von Vergangenheit. Vom Umgang der „Kriegsgeneration“ mit Lebenserinnerungen, Opladen 1996.

Nachhinein wollte natürlich kaum einer mehr ein überzeugter Nazi gewesen sein und nicht zugeben, sich an Paraden, Sport, Urlaub, Filmen, Auto, Radio und ersten militärischen Siegen berauscht zu haben!²⁹

Im Widerstand gegen die Diktatur war Molling indessen auch nicht. Er funktionierte und hütete eifrig seine Privilegien, so die gute Versorgung mit Essen und Kohle. So funktionierte auch der Unrechtsstaat weiter, ohne die Behelligungen der vielen Menschen, die einfach weitermachten.

Im Oktober 1943 wurde Molling doch noch einberufen. Seinen Sprachkenntnissen verdankte er den vorerst relativ geruhsamen Dienst als Telefonist und Dolmetscher in der Etappe. Trotzdem erkrankte Molling schwer. Gegen Kriegsende wurde er nach Wien versetzt. Dort sollte er die anrückende sowjetische Armee vor der Eroberung der Millionenstadt abhalten. Dies misslang bekanntlich gründlich, und Molling wurde im April 1945, kurz vor Kriegsende also, in einem Wald bei Wien gefangengenommen: Der Beginn eines langen, mehr als zweijährigen Leidensweges.

Kriegsgefangenschaft und Neubeginn

Die Gefangenschaft in sowjetischen Lagern war zweifellos der Tiefpunkt in Mollings Leben. Die schlimme Zeit kostete ihn beinahe das Leben. Schon der March gen Osten war von Strapazen und Krankheiten geprägt. Manche starben entkräftet, andere wurden gar erschossen. Der von den Nationalsozialisten angezettelte Vernichtungskrieg schlug somit auf die gefangenen Wehrmachtssoldaten zurück.

Molling und sein Trupp gelangten schließlich nach Stalnaja in der Nähe von Kirov. Dort bezogen sie Unterkunft in einem Lager aus dem Ersten Weltkrieg. Die Gefangenen mussten sehr hart arbeiten im Wald. Die Norm war bei äußerst kargen Rationen hoch, wer sie nicht zu erfüllen vermochte, wurde in der Regel schwer bestraft.³⁰ Viele Gefangene waren krank, Seuchen gingen um, Gevatter Tod hielt reiche Ernte. Immerhin wurde Molling bereits gegen Ende 1947 entlassen, gehörte also nicht zu jenen Spätheimkehrern, denen die Wiederintegration in die deutsche oder österreichische Gesellschaft so schwer fiel.

Bereits im Mai 1948 fand Anton Molling wieder eine Anstellung im Hotel „Goldener Hirsch“ zu Salzburg. Wieder hatten ihm gute Beziehungen weiter geholfen. Molling arbeitete erneut als Nachtportier und wechselte fortan einige Male die Stelle, ehe er im berühmten „Weissn Rössl“ am Wolfgangsee

29 Vgl. hierzu beispielsweise Peter REICHEL, *Der schöne Schein des Dritten Reiches. Faszination und Gewalt des Faschismus*, München 1991; Matthias MARSCHIK, *Cultural Studies und Nationalsozialismus. Aspekte eines Geschichtsbildes*, Wien 2011; Hans Dieter SCHÄFER, *Das gespaltene Bewusstsein. Vom Dritten Reich bis zu den langen Fünfziger Jahren*, Göttingen 2009.

30 MOLLING, *Sehnsucht*, S. 131. Zur Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion vgl. beispielsweise Margot BLANK, *Beutestücke. Kriegsgefangene in der deutschen und sowjetischen Fotografie 1941–1945*, Berlin 2002; Alfred EISFELD/Victor HERDT (Hg.), *Deportation, Sondersiedlung, Arbeitsarmee. Deutsche in der Sowjetunion 1941 bis 1956*, Köln 1996.

arbeitete und dort im Jahre 1967 pensioniert wurde. Mollings Ausführungen zu seinen letzten Stellen sind knapp, es scheint, als ob alles seinen Lauf ging, nichts mehr bemerkenswert war.

Nach der Pensionierung besuchten Molling und Frau die alte Heimat, trafen alte Freundinnen und Freunde, so einen greisen Bauern, den sie seit Kriegsbeginn 1914 nicht mehr gesehen hatten: „[...] haben uns beide so gefreut, die alten Zeiten aufgefrischt.“³¹

Schluss

Anton Molling schrieb auf, was viele Südtirolerinnen und Südtiroler im „Jahrhundert der Extreme“ erlebt haben: Zwei Kriege, Option, Auswanderung, Neubeginn und relativ glückliches Alter in bescheidenem Wohlstand. Insofern ist Mollings ausführliches Selbstzeugnis ein wertvolles Dokument für die „Geschichte von unten“, für das Denken, Fühlen und Handeln der ansonsten meist Namenlosen.

Anton Molling lernte das Leben schon früh von der bitteren Seite her kennen. Der Vater steckte in Schulden und musste daher den Hof verkaufen: Aus den Bauernkindern mit einigem Status wurden Knechte und Mägde. Dies war ein herber Statusverlust und vielleicht auch ein Schreibenanlass, sich schreiben zu rechtfertigen. Doch Molling verzagte nicht und arbeitete fleißig. Beim berühmten Bauernarzt Hintner ließ es sich recht gut leben. Der Meister war gut und großzügig zum Jugendlichen, der einiges Selbstbewusstsein entwickeln konnte, Selbstbewusstsein, das ihm nach dem Ersten Weltkrieg nützlich war, als er etwas wagte und in die Hotellerie wechselte. Diesem anstrengenden Beruf blieb er bis zur Pensionierung im Jahre 1967 treu.

Molling arbeitete nicht nur in Italien und Österreich, sondern auch in Monte Carlo, wo er das mondäne Leben der Superreichen kennenlernte. Er achtete auf gepflegtes Aussehen und verdiente sich ein stattliches Trinkgeld. Als Nachtportier hatte er manch lustigen Schwank zu bestehen.

Das Leben in der Fremde gefiel ihm nicht schlecht, zumal eigene Urlaubsreisen nach Korsika und nach London seinen Horizont erweiterten. Der Zweite Weltkrieg unterbrach diese zumindest für Molling gute Zeit abrupt. Inzwischen verheiratet, nutzte Anton Molling seine sozialen Kontakte, um vorerst in einem Hotel weiterzuarbeiten. Er wurde erst im Jahre 1943 einberufen und musste lange nicht an die Front. Trotzdem wurde er 1945 gefangengenommen und musste in einem sowjetischen Lager darben. Er überlebte die Tortur und fand bereits 1948 wieder eine Anstellung in der Gastronomie. Seine Ausführungen werden dann kurz und bündig, der Ruhestand nimmt kaum Raum ein. So gesehen ist

31 MOLLING, Sehnsucht, S. 156.

Mollings Autobiographie in erster Linie eine Dokumentation seines beruflichen Werdegangs, Privates und Politik sind nicht zentral.

Was animierte Anton Molling dazu, über sein Leben zu schreiben? Offenbar dachte er gerne an seine bäuerliche Südtiroler Herkunft zurück, an die Berge, die Almen, die Tiere, die bäuerliche Arbeit. Immer wieder fand er auch als älterer Mann Zeit und Muße, alte Zeiten „aufzufrischen“. Denn Anton Molling war gewissermaßen ein Entwurzelter. Zwar halfen ihm sein gutmütiges Naturell und seine direkte Art, schnell Freundschaften zu schließen. Doch waren seine sozialen Bindungen selten stabil, denn er wechselte oft den Arbeitsort, ein Schicksal, welches eine Karriere im Gastgewerbe zwangsläufig mit sich bringt. Umso wichtiger waren ihm Frau und Kinder, die er aber nur selten erwähnt. So gesehen konzentriert sich Molling auf seinen beruflichen Werdegang, wo Talent und Training einen verschmitzten Charakter hervorbrachten, einen wendigen, von schauspielerischem Talent geprägten Charakter, wie er noch heute für Wirte, Wirtinnen und männliches wie weibliches Hotelpersonal üblich ist.³²

Anton Molling war ein guter, humorvoller Erzähler. Seine Gewitztheit gegenüber Gästen und (italienischer) Staatlichkeit dokumentiert er in vielen Episoden. Dass er die Italiener bisweilen „Itaker“ nennt, verweist auf eine damals übliche, abschätzige, ja von Rassismus geprägte Haltung. Diese Gerissenheit und „Bauernschläue“ soll der Leserschaft vermittelt werden, ist wohl auch eine Selbststilisierung: Seht her, was für ein listiger Fuchs aus dem kleinen Anton wurde! Auch sein manchmal schlichter, von einigen orthographischen Fehlern geprägter schriftlicher Ausdruck (nur minimale Schulbildung!) verrät Direktheit und Offenheit, aber auch eine geradlinige Art.

Hotels schreiben immer lustige Geschichten, Geschichtchen und Anekdoten, und Anton Molling war ihr getreuer Chronist. Allerdings haben wir ja kaum Quellen, um die mitunter sehr subjektiven Angaben Anton Mollings zu überprüfen. So gesehen, brauchen wir unbedingt auch kritische Editionen von Texten „kleiner Leute“!

Es bleibt zu hoffen, dass weitere Selbstzeugnisse dieser Güteklasse unseren Blick auf die „große Geschichte“ weiter differenzieren und somit dazu beitragen, das Erleben „kleiner Leute“ zu verstehen.

32 Vgl. Nikola LANGREITER, *Einstellungssache. Alltagsstrategien und -praktiken von Tiroler Gastwirtinnen*, Wien 2004.

Fabian Brändle, "Riandare ai bei vecchi tempi andati".

L'autobiografia del ladino Anton Molling, figlio di contadini, cocchiere, soldato e portiere d'albergo (1901-1987)

Anton Molling di Antermoia in Val Badia è vissuto dal 1901 al 1987. È stato figlio di contadini, bracciante, cocchiere, portiere d'albergo e soldato durante la Seconda guerra mondiale. Da lavoratore dipendente nel settore alberghiero, ha girato per paesi stranieri, diventando intraprendente ed esperto del mondo. Molling ha scritto un'autobiografia avvincente, un testo di 160 pagine, pubblicato nel 2008 dalle edizioni Raetia di Bolzano. Questo libro suggestivo e pieno di umorismo non ci permette soltanto di accedere all'universo esistenziale di un portiere d'albergo, ma descrive altresì la «storia dal basso», mostra come l'uomo della strada ha vissuto e interpretato l'«età degli estremi» del secolo breve (E.J. Hobsbawm).

Figlio di contadini, Molling ha avuto un'infanzia semplice ma felice. I suoi dettagliati racconti dell'anno contadino potrebbero indubbiamente essere debitori di un genere gettonato. Gli anni di scuola non sono stati inebrianti, né sotto il profilo qualitativo né sotto quello quantitativo. Ciò spiega anche le tante piccole imperfezioni ortografiche che affliggono lo stile di Molling. Dopodiché il padre dell'autore purtroppo fallì e fu costretto a vendere il grande maso di famiglia. Il fiero figlio di contadini si trovò di colpo declassato a bracciante. Da altri testi autobiografici sappiamo che un simile declassamento sociale può essere la molla che induce a tenere un diario. Ma Molling non si arrese.

Visse anni felici al servizio del celebre medico condotto Hintner e imboccò infine la strada che lo condusse al settore del turismo alberghiero, dapprima come cocchiere, poi come portiere d'albergo. Per vie traverse raggiunse il Mediterraneo dove, a Montecarlo, cominciò a guadagnare piuttosto bene e a conoscere tante celebrità. Alcune erano indubbiamente persone difficili e richiedevano una buona dose di pazienza e grande sensibilità. Molling stesso viaggiò per il proprio diletto, trascorrendo vacanze a Londra e in Corsica. Si trattava di viaggi del tutto eccezionali per quegli anni, caratterizzati dalla crisi economica mondiale. Anton Molling aveva talento e senso dell'umorismo. Caratteri che l'attento lettore può cogliere agevolmente dalla sua autobiografia.

La Seconda guerra mondiale segnò una battuta d'arresto in questo periodo d'oro della vita di Anton Molling. Che fu anche costretto a lasciare la sua terra e che al pari dei più fra i suoi concittadini dell'Alto Adige optò per il Reich germanico. L'autobiografia non contiene parole d'elogio né verso l'Italia né verso Benito Mussolini. Sulle prime le sue ottime relazioni gli evitarono di essere arruolato, ma nel 1943 dovette andare a combattere e finì nelle retrovie. Nel 1945 fu fatto prigioniero dalle truppe sovietiche a Vienna e rinchiuso in un campo, dove trascorse tempi duri e dove inoltre si ammalò gravemente.

Nel 1947 fu liberato e trovò in poco tempo un buon impiego. A Molling, frattanto sposato e padre di famiglia, il lavoro piaceva, anche se non vedeva

l'ora di andare in pensione. Gli anni del meritato riposo se li godette, frequentando vecchi amici e parlando dei tempi andati.

L'autobiografia di Anton Molling è, come già detto, un testo accattivante. Esso indica ai posteri la durezza della vita di un uomo che non ha mai mostrato grande interesse per la politica, pur essendo finito nell'ingranaggio della storia. Ma Anton Molling sembra non aver smarrito mai la sua gioia di vivere, il suo coraggio e il suo umorismo, egli è stato, per così dire, un incorreggibile ottimista, capace di vivere alla giornata e di non preoccuparsi troppo del futuro. La vita gli aveva insegnato che nulla poteva essere pianificato.

Le autobiografie come questa di Anton Molling ci consentono di gettare uno "sguardo microscopico" alla storia. Sotto la lente d'ingrandimento la storia diventa comprensibile e suscettibile di essere insegnata nelle scuole. Invito dunque gli editori a scovare e pubblicare altri testi di questo tipo. Molti diari e molte storie di vita restano da scoprire negli archivi locali e negli schedari privati. Un vasto pubblico di lettori accoglierà con interesse questi materiali e sarà grato ai loro curatori per il lavoro svolto.